Die Welt der Frau


Beilage zum „Posener Tageblatt“


Nr. 4. Posen, den 19. Februar 1928

Hoffnung.

Von Gräfin Brockdorff.

Wie war der Weg so licht, so sonnenklar,
so voller Lust und bis ins Tiefste wahr,
den wir von Herz zu Herz uns gläubig schufen.
Schlug Blindheit uns? Hat Herbstes Laub und Winters Kleid
ihn uns verwehrt? Wie lang soll unser Leid,
so fern einander, ungehört verrufen? —
Laß stark uns, laß uns suchend warten,
der Frühling schenkt so manchen neuen Garten
und löste manchen Pfad aus winterlichen Binden.
Und wenn nur eine schmale Spur sich zeigt,
wir wollen tausendfach einander finden.

Schwache Mütter.

Das letzte Jahrzehnt hat manchen Grundsatz alter Erziehungsweisheit gelockert. Freiheit der Entwicklung ist das Losungswort. Von Zucht zu sprechen ist veraltet, unzeitgemäß. Seine Majestät, das Kind ist seit Ellen Keys „Jahrhundert des Kindes“ souverän geworden. Es soll sich nach eigenen Gesetzen entwickeln, von sich aus seinen Weg bestimmen. Dieser Weg aber, den ein erschreckend großer Teil der Jugend nimmt, ist vielfach kein Weg mehr, ist ein Gleitenlassen und Treibenlassen ohne Halt und Ziel. Bei aller Freude an den lebendigen Kräften, die in der Jugend von heute zum Lichte drängen, sei auch einmal hingewiesen auf die dunklen Flecken im hellen Bilde.

Gegensätze der Generationen gab es immer. Immer regte sich im jungen Geschlecht heimlich oder offen die Kritik an denen, die vor ihnen waren und der Glaube an die eigene Kraft zur Neugestaltung. Das ist natürlich und gesund und gleicht sich aus, wenn starke Elternpersönlichkeiten ohne viel Worte und ohne starkbetonte Ansprüche aus der Kraft ihres Wesens heraus die Richtung weisen. Und wir wollen uns neidlos mit der Jugend freuen, daß ihr Weg nicht mehr so mit Zäunen und Warnungstafeln verbaut ist wie einst, daß sie sich früh an der bunten Vielheit des Lebens freuen können. Aber wir spüren auch, daß Frühreife und Unreife sich allzu spielerisch die Früchte vom Baum des Lebens bricht, und daß viel verheißungsvolles Menschentum vor der Zeit zerbricht, weil sie nicht gelernt hatten, sich selber fest in der Hand zu halten. Das aber ist nicht Schuld der Jugend, das ist Schuld der Eltern, in erster Linie Schuld der Mütter.

Schwache Mütter — als Schöffe am Jugendgericht lernt man sie kennen. — Es gibt kaum eine Verhandlung, in der man nicht in inneren Zwiespalt gerät, wenn es gilt, die Schuld abzuwägen. Hinter den meisten Vergehen der Jugendlichen steht Schuld des Elternhauses. Keine Schuld, die mit Gesetzesparagraphen zu erfassen ist, und doch Schuld, die sich rächt bis ins „dritte und vierte Glied“.

Da steht ein langaufgeschossener Junge, der als Bäckerlehrling Rechnungsbeträge in seine Tasche steckte. Im Lausbubengesicht ein Ausdruck von Verschlagenheit und Lebensgier. Neben ihm die Mutter — unselbständig und zerfahren. Man spürt, die hat schon vor dem Dreijährigen hoffnungslos kapituliert. Die Akten des Jugendgerichtes bestätigen den Eindruck. Die willensschwache Mutter hat den Jungen verwöhnt, ihm heimlich Geld zugesteckt und ihm aus Schwäche Wünsche angewöhnt, die er auf normalem Wege nicht befriedigen konnte.

Ein hübscher, nicht unsympathischer Junge, in dessen Gesicht Kind und frühe Männlichkeit miteinander streiten, hat Unterschlagungen gemacht, deren Fehlen er geschickt verschleierte. Schuhe, Seidenstrümpfe und Krawatte sind eleganter, als es zum schäbigen Anzug paßt. Die mit falscher Eleganz aufgeputzte Mutter neben ihm wird mit schnodderiger Ueberlegenheit behandelt. Und diese Mutter, die in großer Armut lebt, läßt dem Sohn das für die Ernährung nötige Geld, um ihm die Freude zu lassen, als „Gent“ zu erscheinen.

Ein armselig und verhungert aussehender Sechzehnjähriger steht unter der Anklage des Schuleschwänzens und Bettelns. Man braucht nicht in den Akten zu lesen, um zu wissen, daß die verschlafen und schlampig aussehende Mutter einen völlig verwahrlosten Haushalt hat, der weder dem zum Trinker gewordenen Mann noch dem Sohn Heim und Halt bietet.

Schwache Mütter — entgleiste Söhne, deren Schuld es ist, daß sie den Weg der Mütter gingen. Man könnte die Vergehen der Jungen nicht strafen, wenn die Strafe nur Vergeltung sein sollte, nicht auch Erziehung. Ein Freispruch würde ein Freibrief sein für ungehemmtes Triebleben. Die in vielen Fällen beantragte Fürsorgeerziehung trifft die Mütter mit, nimmt aber den Jugendlichen den natürlichen Lebensboden.

Bei vielen dieser „schwachen“ Mütter mag eigene Unerzogenheit oder wirtschaftliche Not als Entschuldgungsgrund gelten. Schwache Mütter gibt es aber auch da, wo äußerlich alle Bedingungen für gute Erziehung gegeben sind. Man beobachte einmal Mütter auf den Spielplätzen und auf Reisen. — Ein Zweijähriges reißt immer wieder die Decke aus dem Wagen. Die Mutter verbietet es und droht mit Strafen, die sie nie ausführt. Sie bückt sich geduldig zum zehnten Male und wird sich in wenigen Jahren ebenso unbedingt der Tyrannei ihres Sohnes beugen wie die Mutter des Dreijährigen, der ständig erklärt: „Jetzt will ich Kuchen haben, jetzt Bonbon, Butterbrot will ich nicht.“ Sie dürfen sich nicht wundern, wenn sich bald Mutterfreude in Mutterleid verwandelt. Echte Mutterfreude kann auch heute nur — mag es noch so veraltete klingen — am gehorsamen Kind erblühen. Damit ist nicht der Gehorsam gemeint, der auf rücksichtsloser Strenge beruht, sondern der sich an der ruhigen Festigkeit und Sicherheit des Aelteren wie eine Selbstverständlichkeit ergibt. Ist es nicht erschütternd, wenn Mütter klagen müssen, daß sie einsam sind, weil die heranwachsenden Kinder sie nicht mehr teilnehmen lassen an ihrem Leben; Rat und Führung in jeder Art ablehnen, oder wenn eine andere Mütter klagen muß: „Mein Sohn hätte nicht Heimat und Ehre verloren, wenn ich die Kraft gehabt hätte, dem kleinen Kinde törichte Wünsche zu versagen. Die Keime aller guten und schlechten Erziehung liegen in den frühesten Kinderjahren. Was da in alltäglichen und scheinbar nichtigen Dingen versäumt wird, das kann keine Erzieherweisheit in späteren Jahren nachholen. Auch das kleinste Dummerchen spürt bald, ob sein Wille stärker ist als der Wille der Mutter und nutzt seine Ueberlegenheit aus. Und aus kleinen Bitterkeiten erwächst das größte Lebensleid — Entfremdung zwischen Eltern und Kindern trotz schwerster Elternopfer. Je früher aber das Kind sich gewöhnt, sich einem starken stetigen Willen unterzuordnen, an ihm zu wachsen, in Selbstzucht zu reifen, desto früher kann ihm die Freiheit gewährt werden, nur sich selber verantwortlich zu sein. — Moderne Erziehung sei nicht Wildwuchs ohne Stab und Schere. Nur aus der Kinderstubengewöhnung an Zucht und Ordnung kann die innere Freiheit erblühen, die auch schon junge Menschen zu Persönlichkeiten stempelt und sie früh reif und bereit macht für ernste Lebensaufgaben. Ob Mütter, die in allzugroßer Liebe wurzelnde Schwäche überwinden, und die Kraft haben, wildwachsende Triebe zu beschneiden, davon hängt es in hohem Maße ab, ob ihrer Kinder Weg in die Höhe oder in die Tiefe führt.

Henny Pleimes.

„Die Grüne Woche“.

Die „Grüne Woche“ hat sich durchgesetzt; alljährlich sieht der hastende, blasse Berliner einen Zustrom von kräftigen, breiten, ruhigen Männern und Frauen mit gesunder Gesichtsfarbe, gewichtigem Gang in der traditionellen Kleidung der Landleute, was aber durchaus nicht „Tracht“ bedeutet. Diese Fremden halten sich von Ende Januar bis Anfang Februar in Berlin auf, um in der Ausstellung „Grüne Woche“ am Kaiserdamm theoretischen Unterricht in den verschiedenen Fächern zu nehmen, die mit der Landwirtschaft zusammenhängen, einen Anschauungsunterricht, der auch für manchen Laien außerordentlich interessant ist. Da ist u. a. die Sonderausstellung „Die Milch“, die wie die gesamte „Grüne Woche“ nicht nur für den Landwirt, sondern auch für die Landwirtin von großer Bedeutung ist, denn die moderne Landfrau teilt die Arbeit des Mannes, die alleinstehende Frau muß häufig doppelte Arbeit leisten und darf nicht zurückbleiben, wenn sie sich behaupten will. Die Milchgewinnung und ihre vielseitige Verwendung war schon immer die Domäne der Frau, in dieser Ausstellung wurde sie sehr sach- und fachgemäß belehrt und angeregt. Ein Stall war aufgebaut, der allen modernen Erfordernissen der Vieh- und Milchhygiene entspricht, lebende Kühe wurden hier gehalten; Lüftung, Dungbahn, Beleuchtung, Futter, Lager usw.,

All dies war mustergültig. Der wissenschaftliche Teil dieser Ausstellung umfaßte Modelle und bildliche Darstellungen, die den praktischen Teil ergänzten. Das Milchwirtschaftliche Institut Oranienburg und der Reichsmilchausschuß (Milchschenke!) hatten sehr instruktiv ausgestellt. Die Sonderausstellung „Die Kartoffel“ zeigte ihre Bedeutung für die Volkswirtschaft in Deutschland, man sah ihre Anfänge, den Anbau, schließlich die weitgehende Verwendung. „Deutsche landwirtschaftliche Erzeugnisse“ heißt eine Propaganda-Ausstellung, die auf die zweckmäßige Verpackung, Sortierung usw hinweist, man wollte die landwirtschaftlichen Erzeugnisse in ihrer Höchstleistung wirken lassen. Sehr wichtig für die Land- und Stadtfrau war eine Abteilung in der Trinkeier und Geflügel aus der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg vorgeführt wurden. Sehenswert war die Sonderausstellung „Die verschiedenen Holzarten des deutschen Waldes“, eine ausgezeichnete praktische Vorführung, mit Anbauten und interessanten Beispielen. die Abteilung „Fischerei“ war auf die Binnenfischerei zugeschnitten. Für die F r a u e n war die Abteilung „Imkerei“ wichtiger, der Werdegang des Honigs, sein Aussehen, seine Verwendung, seine sachgemäße Verpackung, alldies wurde an verschiedenen Ständen gezeigt. Die Ausstellung „Deutscher Seidenbau“ durfte mancher Frau Anregung geben, ebenso die Geflügelausstellung des Vereins der Geflügelfreunde in Berlin, „Cypria“. Sehr reich beschickt war die „Deutsche Jagdausstellung“, daranschließend eine jagdhistorische Schau „Jagd und Waffe“. In denselben Räumen wurden Plastiken und Bilder gezeigt, die auf Wald- und Haustiere, Jagd und Landwirtschaft Bezug haben. Für die Frau kamen vor allem die Erzeugnisse der Gärtnereien, Obst, Blumen, Sämereien in Betracht, man sah Gartenmöbel, Gerätschaften für Gärten und Haushalt, die die Arbeit der Landfrau erleichtern sollen. An den letzten Tagen fand eine große Hunde-Ausstellung statt, die nicht nur gut beschickt, sondern auch außerdem gut besucht wurde. Ein besonderes Gebiet der Frau war die Abteilung „Handweberei“, in der neben den üblichen einfachen Webereien einige ganz ausgezeichnete modern gehaltene Stoffe und Kleidungsstücke gezeigt wurden, keine Dirndlkostüme, sondern feine, geschmackvolle Stücke, die auch in der Stadt getragen werden können. Eine keramische Ausstellung brachte hübsche Lampen, Vasen, Geschirr, besonders für den ländlichen Haushalt geeignet. Eine kleine Sonderschau enthielt antike Stücke aus ländlichem Privatbesitz, gemalte Fächer, bestickte Bänder, Kragen, Decken, Strumpfbänder, allerlei Raritäten, die hoffentlich sachverständige Käufer gefunden haben. Else L e v i n.

Papa als Erzieher.

Von Maria Niessen.

(Nachdruck verboten.)

„Die Kinder wollen heute nicht schlafen,“ erzählt die Mutter dem eben heimkehrenden Gatten. „Fräulein hat heute abend frei, und ich bin schon dreimal oben gewesen. Sie wollen, ich sollte die Fastnachtsnase einmal aufsetzen, die Onkel Fritz ihnen geschenkt hat.“

„Du bist dem Verlangen doch hoffentlich nicht nachgekommen,“ fragte der Vater streng.

„Nein,“ antwortete die Frau, „aber ich kann sie nicht ruhig bekommen.“

„Du mußt etwas energischer auftreten. Du verwöhnst sie viel zu viel und gibst ihnen in allen Dingen nach, und dann staunst du, daß sie dir nicht folgen.“

„Nun, dann probiere du es doch einmal.“

„Gut, ich werde einmal nach oben gehen.“

„Kinder . . .,“ so begann er. Doch gleichzeitig scholl es ihm entgegen: „O Papi, setze doch die Nase einmal auf. Da in der Schublade liegt sie.“

„Ich denke nicht daran, aber ich will euch etwas sagen . . .“

„Oh, Papa, tue es doch!“

„Hört mal, Kinder . . .“

„Papa, tue es doch!“

„Wollt Ihr jetzt still sein . . .“

„Papi, o Papi, nur einmal!“

„Nun ja, dann müßt Ihr aber auch gleich schlafen.“

Es war eine große rote Nase aus Pappe mit einem Schnurrbart. Das Ganze wurde mit einem dünnen Gummi hinter den Ohren festgemacht. Es hatte großen Erfolg.

„Papa, jetzt den Bär machen, mache nun noch eben den Bär!“

„Nein,“ sagte er barsch, „ich drehe jetzt das Licht aus, und Ihr . . .“

„Oh, Papachen, tue das nicht, mache nun eben den Bär,“ scholl es durcheinander.

„Ja, wenn Ihr dann auch wirklich schlafen geht.“

Er wurde ein Bär. Klein-Anni kroch aus dem Bett, um dem Vater den im Zimmer liegenden Bärenteppich über die Schulter zu werfen. Vaters Aussehen als Bär hatte großen Erfolg.

„Nun, Kinder, ist es aber genug . . .“

„Oh, Papa, wir wollen sicher gleich schlafen, wenn du noch vorher das schöne Liedchen singst, wobei du immer mit der rechten Hand durch dein Haar kämmst. Da liegt der Kamm, tue es doch, bitte, Papi!“

„Kinder, ich . . .“

Und schließlich erfüllte er auch diesen Wunsch. Mit großem Erfolg.

„Nun aber wollte Ihr wohl . . .“

„Ja, Papa, aber tust du es morgen auch wieder“

„Nein,“ sagte er und ging dann nach unten.

„Sie schlafen schon,“ sagte er stolz. „Du siehst, es ist nur etwas Strenge nötig. Ich verwöhne sie nicht. Man muß energisch sein und wenn es erforderlich ist . . .“

Zuerst wußte er nicht warum die anderen so kicherten und lachten. Als er es aber erkannte, verließ er schleunigst das Zimmer ging nach oben und l e g t e d o r t d e n B ä r e n t e p p i c h u n d d i e N a s e a b. Niemals blieb er von da ab zu Hause, wenn das Fräulein ihren freien Abend hatte.

Wie die verschiedenen Völker die Eier essen.

(Nachdruck verboten.)

Der Engländer verlangt, daß seine Eier genau drei Minuten kochen, dann steckt er das Ei in einen porzellanenen Becher, gerade groß genug, es aufzunehmen, klopft die Spitze des Eies auf, entfernt die zerschlagene Schale mit seinen Fingern und ißt dann das Ei mit einem Löffelchen. Auch der Franzose kocht sein Ei ganz genau drei Minuten, dann schält er es sorgfältig, legt es hierauf in ein Glas, rührt Salz, Pfeffer und Butter miteinander, taucht sein Brot hinein und ißt es mit dem Ei auf. Der Spanier läßt die Eier nicht länger als eine Minute kochen, schlägt dann auf, läßt den Inhalt in ein Glas laufen und trinkt dieses wie ein Glas Wein aus. Der Amerikaner kocht die Eier hart, schneidet sie mitten durch, mengt sie mit einer ordentlichen Portion Pfeffer, Butter und Salz, hackt sie fein und ißt sie dann mit geröstetem Brot. Die Deutschen und die Holländer halten im allgemeinen am meisten von einem zart gekochten Ei. Sie setzen dasselbe in einen Eierbecher und löffeln es dann langsam aus. M. N.

Einfachheit ist das Kennzeichen für die Ware.

(Nachdruck verboten.)

Die einfachen Dinge sind die besten.
Einfache Nahrung für die Gesundheit.
Einfache Kleidung für die Bequemlichkeit.
Einfache Worte für die Deutlichkeit.
Einfacher Geschmack für die Schönheit.
Einfache Worte für euren Frieden.
Einfacher Glaube für die Stärke.
Einfache Wahrheit für die Verständigkeit.
Einfache Regeln für Zucht und Ordnung.
Einfache Gedanken für Klarheit.
Einfache Absicht für Glück. M. N.

Die Reparatur.

Von Smada.

(Nachdruck verboten.)

Ich habe ein Paar Handschuhe. Gute, alte erprobte Handschuhe! Wildleder. Die hatten einen Riß.

Würden Sie so ein Paar Handschuhe darum wegwerfen? Ich nicht. Also bleibt Reparatur. Ich gehe mit meinen Handschuhen in ein Geschäft, die „so etwas“ reparieren.

Das Fräulein betrachtet meine Handschuhe mit wahrem Röntgenblick. Erklärt dann: „Die sind auch nicht mehr neu!“ Was ich nicht verneinen kann. „Aber man kann sie doch noch . . .?“ wage ich schüchtern zu fragen.

„Wir werden sehen“ meint das Fräulein. Nimmt ein Instrument, mit dem sie beginnt, in meinen armen Handschuhen herumzuarbeiten. Die nehmen diese rücksichtslose Behandlung übel, platzen an den Fingerspitzen.

Das Fräulein triumphiert. „Sehen Sie,“ meint sie befriedigt, „habe ich es Ihnen nicht vorher gesagt?“

„Aber da waren Sie ja gar nicht entzwei!“ werfe ich vorsichtig ein, „hier ist die Stelle, wo sie repariert werden müssen.“ Und ich wies auf einen Riß zwischen Daumen und Zeigefinger.

Doch das Fräulein hatte nun einmal einen Pick auf meine armen Handschuhe. „Geben Sie nur einmal acht“, erklärte sie vergnügt, nahm meine Handschuhe zwischen ihre Finger und fing an den Seitennähten zu reißen. Diese taten, was in einem solchen Falle alle Seitennähte getan hätten, — sie platzten.

„Aber“, versuchte ich einzuwerfen. Doch da kam ich nett an. „Sie sind einfach nicht zu belehren!“, meinte das Fräulein jetzt ärgerlich, „als ob es sich verlohnte, so ein Paar alte Handschuhe noch zu reparieren! Ich meine, ich hätte Sie doch jetzt überzeugt . . .?“

„Bitte“, ich bleibe ganz sanft, „jetzt sind aber meine Handschuhe mehr entzwei als vorher“, stelle ich mit möglichst liebenswürdiger Stimme fest, eine Tatsache, der sich die Dame nicht verschließen kann. Aber wie meist im Leben, kommt auch hier die Reue zu spät.

„Würden Sie so liebenswürdig sein, diese Handschuhe wieder in jenen Zustand zu versetzen, in dem sie waren, als ich die überaus große Unklugheit beging, Ihnen dieselben anzuvertrauen, da ich, verleitet durch das Wort ‚Handschuhreparaturwerkstätte‘, in dem Glauben war, hier würden meine armen alten Handschuhe einer mitfühlenden Seele begegnen, statt daß sie, wie es leider der Fall war, einer ihnen höchst unzuträglichen Behandlung ausgesetzt wurden, an deren traurigen Folgen sie jetzt kranken!“

Dieser sprachlichen Redeblüte war das Fräulein nicht gewachsen. Entgeistert starrte sie mich an, packte die armen Handschuhe, warf sie mehr, als daß sie sie legte, einer an der Reparaturmaschine sitzenden, ebenfalls sprachlosen jungen Dame zu und schrie wütend: „Reparieren!“

„Besten Dank!“ sagte ich verbindlich, nahm meine reparierten Handschuhe, grüßte und empfahl mich.

Häusliche Ratschläge.

Von Erna Bach.

Zerbrochene Gasstrümpfe soll man nicht fortwerfen, denn in pulverisierter Form kann man damit ganz vorzüglich Schmucksachen putzen. Solches Pulver läßt auf Silber oder Gold keinen Kratzer zurück.

*

Blechdosen soll man vor Benutzung mit Speckschwarte gut einreiben und dann im Ofen erhitzen. Sie werden auf solche Weise später nie rostig.

*

Kerzenstümpfe soll man nicht achtlos fortwerfen. Als Zusatz zu Stärke geben sie der Wäsche einen schönen Glanz. Auch kann man sie beim Feueranzünden verwerten.

*

Schuhwichse soll man mit soviel Essig vermischen, daß ein weicher Breit entsteht. Man kommt damit länger aus und Essig ist gut zur Konservierung von Leder.

*

Gewöhnliche Haushaltsseife soll man möglichst lange lagern lassen. In trockenem Zustande hält sie länger vor, als wenn sie feucht ist.

*

Silber reinigt man am besten, indem man es in eine Lösung von einem Viertelliter heißen Wassers mit je einem Teelöffel Salz und Soda taucht. Man lasse das Silber einige Minuten in der Lösung, nehme es heraus, wasche es mit Seifenwasser und poliere die einzelnen Stücke mit Ziegen- oder Schafleder.

Willst du lange leben?

(Nachdruck verboten.)

Dann beachte folgende Regeln:

1. Sei immer vergnügt, lustig und guter Dinge.
2. Treibe viel Sport, es ist ziemlich gleich, welchen.
3. Sei viel in frischer Luft.
4. Iß ordentlich und gut, aber nicht übermäßig; gemischte Kost ist die bekömmlichste.
5. Nervosität schadet deinem Wohlbefinden.
6. Reinlichkeit ist Schutz für ansteckende Krankheiten.
7. Kleide dich schön, auch modern, aber nicht unbequem; unbequeme Kleidung nemmt deine Beweglichkeit.
8. Arbeite fleißig und intensiv. Arbeit ist das halbe Leben.
9. Amüsiere dich, aber nimm dir Zeit für ausreichende Nachtruhe; Menschen mit wenig Schlaf schaden sich und ihrer Gesundheit.
10. Wenn du alkoholhaltige Getränke liebst, so kannst du ruhig welche zu dir nehmen; in kleinen Mengen genossen, erhöhen sie sogar die Lebensfreude.
11. Gehe jährlich einmal zum Arzt; er wird dir gute Ratschläge geben.
12. Umgib dich mit fröhlichen Menschen, die keinen Trübsinn und schlechte Laune aufkommen lassen.

Befolgst du dies alles, so kannst du bestimmt auf ein langes Leben rechnen —, vorausgesetzt, daß nichts dazwischen kommt.

Probleme des Geburtenrückgangs.

Die Verdienste der Frau in bezug auf manche Fortschritte der neueren Zeit sind unverkennbar und unbestritten. Ihre große Tüchtigkeit sichert ihr ihren Platz nicht nur neben dem Mann, sondern häufig über ihm, besonders in den Ländern, die am Weltkriege beteiligt waren und deren Männer — auch wenn sie anscheinend gesund geblieben sind — doch Schaden an Nerven und Körper genommen haben. Sie besitzen nicht mehr die Durchschlagskraft, die die Frau hat, weil sie unverbraucht in den Kampf eintritt. Die Frau selbst hat in diesen Jahren, seit ihr Gleichberechtigung zuerkannt wurde, einen wesentlichen Schritt zur Verselbständigung getan. Ihr Aussehen hat sich verändert dur größere Zweckmäßigkeit der Kleidung und Frisur, sie ist auch äußerlich lebenstüchtig geworden. Dennoch droht der Volkskultur gerade von dieser Seite eine Gefahr.

In der ungarischen Deputiertenkammer hat Karl Huszár eine sehr beachtenswerte Rede über die Entwicklung des ungarischen Familienlebens nach dem Kriege gehalten, die soviele Parallelen zu den auch bei uns herrschenden Verhältnissen aufweist, daß wir nicht gleichgültig an ihr vorübergehen dürfen.

Der Bestand der ungarischen Nation ist in Gefahr, heißt es in dieser Rede. Nicht nur die Ernährungs-, die Wohnungs- und die Arbeiterfrage klopft gebieterisch an die Tür des Staates, sondern auch die Gefahr, die darin liegt, daß der moderne Geist das Familienleben völlig zerstört. Das ganze soziale Leben ist ein Totentanz besonders raffinierter Art. Im Jahre 1890 gibt es 64 000 Ehescheidungen, im Jahre 1926 rund 300 000!

Die größte Gefahr liegt aber im Ein- oder Keinkindersystem. Seit Beginn dieses Jahrhunderts ist die Verminderung der Geburtenzahl auf 20 Prozent gestiegen. Der Krieg hat 3 Prozent der gesamten männlichen Bevölkerung dahingerafft und 16 Prozent der zur Familiengründung geeigneten Männer. In Ungarn leben augenblicklich 2 082 000 Familien. Davon sind 1 842 000 kinderlos! 314 000 haben ein Kind, 252 000 zwei Kinder. Von den Großgrundbesitzerfamilien, 4259 an der Zahl, hat mehr als die Hälfte, nämlich 2259 Familien, in den letzten fünf Jahren keinen Kinderzuwachs gehabt. Die Gesamtkinderzahl beträgt für die Großgrundbesitzer pro Familie 1,8, für die mittleren Landwirte 1,3, für die Arbeiterklasse 3,9. In manchen Gebieten hat das Einkindersystem schon ganze Dörfer entvölkert! In Ortschaften, in denen noch vor vier Jahren 22 Kinder die Schule besuchten, gibt es jetzt nur noch 4 bis 5 schulpflichtige Kinder. In einem Dorf im Baranger-komitat gab es 1905 mehr als 20 Schulkinder, während heute die Tochter des reformierten Seelsorgers das einzige schulpflichtige Kind ist!

Der Redner ging dann noch auf die Sittenverderbnis der unteren Klassen in Budapest ein, die zu einem großen Teil durch die schlechten Wohnungsverhältnisse verursacht ist.

Der Ministerpräsident Graf Bethlen unterstützte die Angaben Huszárs durch weiteres Material. Nach seiner Ansicht ist nicht nur der schwere Kampf ums Dasein schuld, daß das Ein- und Keinkindersystem in so erschreckendem Maße um sich greift, sondern in erster Linie der Hang der modernen Frau zu Luxus und Genuß, was er durch den Hinweis glaubhaft macht, daß gerade die bestsituierten Klassen hauptsächlich diesem System verfallen sind. Not ist es also nicht, die zu dieser Kinderbeschränkung geführt hat.

Sieht man von dem Standpunkt des Staates ab und versetzt sich in das Gefühl der Frau, so können wir für unsere Großstädte wohl sicherlich sagen, daß bei uns die Wohnungsnot die Hauptschuld hat, wenn das Keinkindersystem sich auch bei uns breit macht. Man kann keiner Frau zumuten, in einem möblierten Zimmer ohne eigene Küche Kinder haben zu sollen. So lange nicht für ausreichenden und erschwinglichen Wohnraum — für alle Stände — gesorgt wird, kann von einem Wiederemporschnellen der Geburtenziffer nicht die Rede sein. Es würde höchst ungesunde Verhältnisse schaffen, wenn die Kinder ohne ein wirkliches Heim aufwachsen sollten. Für die verheiratete Frau bedeutet dieser Grundsatz sicherlich einen schweren Verzicht, denn, was Graf Bethlen von der Ungarin sagt: Daß Hang zu Luxus und Vergnügen die Frau dazu führt, sich den Unbequemlichkeiten der Mutterschaft zu entziehen, trifft sicherlich auf die deutsche Frau keineswegs zu, die in ihrer Gesamtheit wesentlich natürlicher ist als die Frauen der meisten andern Völker. Die deutsche Frau kann sich den Ruhmestitel anmaßen, die geborene Mutter zu sein. G. Fr.

Für die Küche.

Apfelsinenkompott. Geschälte, in schöne Scheiben geschnittene, entkernte Apfelsinen werden in eine Glasschale gelegt, dick mit Zucker bestreut, mit Sherry angefeuchtet und lagenweise in einer Glasschale angerichtet.

Gebackene Heringe. Grüne vorgerichtete Heringe werden gewürzt und sodann in Paniermehl getaucht und zuletzt in heißer Butter oder heißem Fett gelb gebacken. Eine Senf- oder Remouladensoße dazu serviert schmeckt sehr schön.

Büchsenerbsen. Man gibt die abgeschütteten Erbsen in heißes Fett nebst Salz und erhitzt sie durch Hinundherschwenken, bis sie kochend heiß sind. Auch kann man gehackte Petersilie drangeben.

Fasan im irdenen Topf. Nachdem der Fasan gereinigt, gesengt und dressiert ist, belegt man ihn mit Speckscheiben und Butterpapier. Man läßt ein gutes Stück Butter im irdenen Topf mit Deckel heiß werden, legt den Fasan hinein und läßt ihn 40 bis 50 Minuten im Ofen schmoren. Während der Zeit sieht man wohl einmal nach, ob der Vogel in genügender Butter brät, wo nicht, fügt man noch ein gutes Stück Butter hinzu und begießt mit Jus. Vorm Anrichten entfernt man das Butterpapier, läßt aber den Speck und serviert im irdenen Topf. Der Braten wird auf einer heißen Schüssel am Tisch zerlegt, aber die Stücke wieder in den Topf gegeben, damit sie aus der heißen Butter heraus serviert werden.

Zubereitung von Selleriesalat. Um Sellerie zu Salat recht weiß zu bekommen, legt man ihn vor dem Kochen einige Stunden in Essigwasser.

Wie schneidet man frisches Brot? Frisches Brot läßt sich gut schneiden, wenn man das Messer vorher in heißes Wasser taucht.

Ruß-Vermeidung. Wenn man die Böden von Töpfen und Kesseln ein wenig einfettet, ehe man sie über ein offenes Feuer hängt, werden sie nicht von Ruß geschwärzt.

Ueberkrusteter Steinbutt. Scheiben von gesalzenem Steinbutt legt man in einen mit Butter aus.gestrichenen und mit hachierter Zwiebel ausgelegten Kochtopf, läßt weiß anziehen und löscht mit einigen Tropfen Weißwein und Zitronensaft. Abgezogene, gesalzene und wenig gepfefferte Tomaten werden in Scheiben geschnitten, in Oel und Zwiebeln gedämpft. Diese Masse legt man auf die Fischstücke, füllt Wasser auf, bis der Fisch halb bedeckt ist, und läßt zehn Minuten lang dämpfen. Die Fischscheiben werden auf eine erwärmte Platte gelegt, dann läßt man in der Fischtunke einen Teelöffel Mehl, in Butter zerdrückt, aufkochen, tut Eigelb, mit süßer Sahne verrührt, daran, läßt nochmals aufkochen. Diese Tunke, mit Zitrone, Sahne, Butter, gehackter Petersilie abgeschmeckt, gießt man auf den Fisch und läßt das Ganze, mit Käse bestreut, im Ofen überbacken.

Kalbslungenhaché. Eine Kalbslunge wird in Salzwasser weich gekocht und fein gehackt; der feingehackten Lunge gibt man dann Salz, gewiegte Petersilie, etwas Muskat und Pfeffer hinzu, kocht das Gericht mit Fleischbrühe gut durch und schmeckt es nach Belieben mit Zitronensaft oder Essig ab.

Freund der Kinderwelt.

Vom Schneeglöckchen.

Der Frühling hat über die Berge gesehen,
Sah einsam im Tale ein Schneeglöckchen stehen.
Es fror das schöne Blümelein,
Ihm bangte sehr allein zu sein.
Vorfrühling, der freundliche, traute Geselle
Schickt' rasch seine Boten, die Lüfte zur Stelle,
Sie lockten bald mit voller Kraft
Aus harter Rinde Tau und Saft.
Hellmunter begannen die Bäche zu rauschen,
Erwachende Schollen tiefatmend zu lauschen,
Und über eisbefreites Land
Warf Sonnengold des Lenzes Hand.
Nun jubelt die Welt! In unnennbarem Glanze
Führt Frühling die Schar seiner Treuen zum Tanze.
Und dankbar läutet das Schneeglöcklein
Den frohen Reigen sachte ein

Irma Krützner.

Der Arme und der Reiche bei Pakosch.

In der Schule lernte ich: Pakosch liegt an der Netze und am Pakoscher See. Da stellte ich mir die Netze immer als ein schmales Flußbändchen vor. Dabei sieht sie bei diesem Städtchen wie ein kleiner Hafen aus: Kähne und Flöße mit Zuckerrüben beladen kommen an, liegen da und warten des Ausladens. Ihre Last wandert in die Zuckerfabrik. —

In einer gesegneten Gegend liegt der Ort. Aber wie überall wohnen auch hier Arme neben Reichen. Von einem Reichen und einem Armen erzählt die nachfolgende Geschichte.

Vor langen Zeiten wohnte bei Pakosch ein armer Bauer. Fromm und rechtschaffen lebte er dahin. Als er an einem Feiertage aus der Kirche kam, trat ein Engel zu ihm und sprach: „Gehe diese Nacht auf Dein Feld! Dort, wo der Weißdorn steht, wirst Du ein helles Feuer sehen. Nimm Dir eine Schaufel mit und schaufele Dir von den Kohlen in Deinen Sack ein, so viel hineingeht!"

Der Bauer hatte nur einen einzigen Sack. Er erkannte auch nicht, daß ein Engel zu ihm sprach. Er sagte: „Soll ich meinen einzigen Sack, in dem ich immer Mehl von der Mühle hole, von den Kohlen verbrennen lassen?"

Der Engel antwortete: „Dein Sack wird nicht verbrennen!"

Der Bauer aber schüttelte den Kopf: „Das geht dann nicht mit rechten Dingen zu."

Der Engel aber redete zu: „Gehe nur hin und hole Dir von den Kohlen. Diese Nacht hat der Böse keine Gewalt!"

Der Engel verschwand. —

Der arme Bauer aber ging zu dem reichen Nachbar und erzählte ihm alles. Der Reiche war hinterlistig. Er meinte heuchlerisch, der Arme solle auf solche Weisung bei seiner Seele Seligkeit beileibe nicht hören, sondern hübsch zu Haus bleiben und beten.

Das tat dann auch der arme Schlucker. —

Der Reiche aber nahm nachts seinen größten Sack, schlich sich mit seiner größten Schaufel zum Weißdorn, schaufelte sich den Sack voll und schleppte ihn stöhnend und ächzend nach Haus. Habgierig öffnete er ihn hinter verschlossenen Türen. Aber — o Schreck! — Ein schwarzer Pudel sprang heraus, biß ihn ins Bein und fuhr feuersprühend zum Fenster hinaus, in die dukle Nacht hinein, Pech- und Schwefeldunst hinterlassend.

Ergrimmt schleuderte ihm der Reiche seine Schaufel nach. Der schwarze Hund war aber längst davon.

Gehässig nahm nun der Reiche seinen Sack, verbiß seinen Schmerz, füllte den Sack mit Steinen und stellte ihn dem Armen vor die Tür, damit diesem die Steine am Morgen beim Türöffnen auf die Füße fallen sollten. Humpelnd schleppte er sich dann heim.

Als der Arme am Morgen seine niedere Haustür öffnete, da fiel der Sack auch wirklich um und die Steine rollten in die kleine, niedere Stube. Kein Stein aber kullerte dem Armen auf die Füße. Und — o Wunder! — die Steine waren lauter Goldklumpen! — Dankbar faltete der Arme die Hände und betete: „Den Seinen gibt's der Herr im Schlafe! Gott sei gelobt!"

Nun hatte alle Not ein Ende. Der Reiche aber blieb sein Lebtag lahm. —

Margarete Nachtigal.

Kitty.

(Eine wahre Geschichte.)

Einen Beweis für die Intelligenz der Tiere liefert folgende kleine Geschichte, die sich vor einiger Zeit in England ereignete und die zeigt, daß hier wirkliches Nachdenken der klugen und verständnisvollen Handlung eines Pferdes zugrunde lag.

Kitty, eine ruhige, kluge, rotbraune Stute, befand sich an einem Sommernachmittag auf der Weide, die durch eine hohe Steinmauer von dem Gemüsegarten getrennt lag, der den Kindern zum Tummelplatz diente. Dort saß Annie, das Kindermädchen, mit dem Kleinchen der Familie. Das Kind konnte zwar noch nicht laufen, war jedoch ein wilder kleiner Kriecher und vergnügte sich auf dem Rasen, während Annie eifrig häkelte. So vertieft war sie in ihre Arbeit, daß sie ihr Augenmerk auf das Kind zu richten vergaß und aufschreckte, als die Stimme der Mutter vom andern Teil des Gartens her nach dem Verbleib des Kindes fragte. Nirgends war Kleinchen zu erblicken. Die Wärterin erschrak, als ihr Blick auf die offene, kleine Tür in der Mauer fiel, die zur Koppel führte. Auch die Mutter sah die offene Pforte, und da sie wußte, daß jetzt gerade Kitty frei auf der Weide lief, eilte sie erschreckt hinzu, um nach ihrem Kinde zu sehen. An der Tür machte sie bestürzt halt, denn nur wenige Schritte entfernt stand Kitty steif und still wie eine Statue und gerade unter ihr glucksend vor Freude, und erst an einem, dann am anderen Bein von Kitty zerrend, lag ihr kleines Mädelchen! Sie wagte weder sich zu bewegen, noch zu rufen, aus Besorgnis, Kitty zu erschrecken, deren eisenbeschlagene Hufe so nahe dem Gesichtchen ihres Lieblings waren, und verharrte einige Sekunden in höchster Angst. Dann im Bewußtsein, daß etwas geschehen müsse, wollte sie gerade die Aufmerksamkeit des Kindes auf sich lenken, als Kitty langsam, ganz langsam, mit unendlicher Sorgfalt, als ob sie genau wisse, was das Ergebnis einer Berührung ihrer Hufeisen mit dem Kinde sein würde, erst einen Fuß, dann den andern hob, und langsam und behutsam zurücktrat, freilich nur einen Schritt, und das war noch nicht genug, das Kind befand sich noch immer in Gefahr. Da beugte Kitty, augenscheinlich fürchtend, ihre Hufe noch einmal zu bewegen, ihren Kopf hinab, streckte den Hals vor, ergriff des Kindes Kleidchen mit den Zähnen und zog es vor sich auf einen sicheren Platz. — Im nächsten Augenblick schon lag das Kleine in den schützenden Armen der Mutter, und Kitty, welche von Nervosität bebend dastand, wurde gestreichelt und geliebkost, wie sie es verdient hatte.

So lautet die kleine Geschichte von Kitty. Da es nicht gerade üblich bei den Kindern jener Familie war, in solch einer Situation wie der eben geschilderten, gefunden zu werden, so konnte es auch keine Gewohnheit sein, die Kitty zu einer so verständigen und klugen Handlung veranlaßt hatte.

(Aus dem Englischen von Tilla Block.)

Katzenfreundschaft.

Peter ist unser langjähriger Hausgenosse. Ist es nun Treue, ist es Neugierde, daß Peter alles sehen und wissen muß? Kommt Besuch, läuft er eiligst an die Tür. Sind es Fremde, kehrt er gleich wieder um, sind es dagegen Bekannte, begrüßt er sie auf Katzenart. Er streicht mit seinem hochgezogenen Rücken um sie herum und wartet in aller Ruhe, bis sie ihr Zeug abgenommen haben, und kommt dann — als könnte es nicht anders sein — mit ihnen ins Zimmer. Kinder dagegen hat er nicht gern. Sie wollen oft gern mit ihm spielen, geben sich aber wohl in ihrer Unbeholfenheit zu lebhaft und fassen vielleicht zu kräftig zu; das macht ihn scheu. Er tut ihnen nie etwas, kratzt nicht, miaut nicht, aber er kriecht dann in seine Kiste, die draußen in der Küche steht, oder er läuft in den Garten und läßt sich dann nicht eher wieder sehen, bis sie fort sind. Draußen hat er seine Freund- und Feindschaften. Die hübsche weiße Nachbarskatze sieht er nicht mehr an. Sie hat im ersten Frühjahr, als unser Kater sie kennen lernte und sie fast nicht aus den Augen ließ, mit ihm Krieg geführt und sich schließlich mit dem stärksten Kater der Umgegend angefreundet. Auch die Katzenkinderchen, alle weiß und niedlich, sind ihm gleichgültig. Dagegen war ein Kätzchen in der Nachbarschaft, grau und sehr scheu. Da erwachte in Peter der Beschützer. Keine Katze durfte es sonst wagen, in unsere Wohnung zu kommen, aber dieses kleine Grauchen brachte er selbst mit, sie durfte von seiner Milch trinken, sie durfte sogar in seiner Kiste schlafen. Er saß dann kerzengerade davor, als müsse er den Schlaf der Kleinen behüten. Eines Tages saßen die beiden Freunde im Garten traulich nebeneinander. Peter streicht mit seinem Kopf der kleinen Freundin den Rücken und macht dann einen weiten Weg durch verschiedene Gärten. Dort wohnt ein Schlächter, und man kann von unserem Garten aus sehen, wenn die Hintertür zu seiner Wohnung geöffnet wird. Das hat wohl Peter bemerkt und kommt mit einem Stückchen Fleisch im Maul zurück und bringt es dem Grauchen. Natürlicherweise fängt der Schmaus gleich an. Aber siehe da! Sobald Peter Anstalten macht, sich seinen Anteil zu nehmen, faucht und knurrt die kleinen Katze ganz gewaltig. Da macht Peter kurz entschlossen kehrt und geht noch einmal zu dem Schlächter und holt auch für sich ein gutes Stück. Das legt er zu dem anderen, und nun sitzen sie beide einträchtig nebeneinander und haben keine Ruhe, bis alles verzehrt ist. Und da sah es ganz rührend aus, wie Dankbarkeit, als die kleine graue Katze unserem großen Peter voller Eifer die Pfoten ableckt, und er schnurrend vor Wohlbehagen in seiner Beschützerwürde auf sie herniedersieht.

Ella Luft, Hamburg.